

Der Auftrag der Kirche: „Konfirmationsarbeit“

Herbert Kolb

Die Konfirmation ist das Ziel der Konfirmandenzeit. Das ist nichts Neues. Aber die Konfirmation ist auch das Ziel jedes Gottesdienstes! Die Konfirmation ist das Ziel jeder Trauerfeier und letztlich auch jeder Trauung, jeder Taufe und aller anderen kirchlichen Angebote. Jedenfalls wenn ich unter „Konfirmation“ Stärkung des Glaubens verstehe.

Stärkung „innerer Bilder“

In einem inzwischen in 7. Auflage erschienen Büchlein beschreibt der Göttinger Hirnforscher Gerald Hüther „die Macht der inneren Bilder“ und zeigt, „wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern“ (Untertitel). „Es geht um die Selbstbilder, um die Menschenbilder und um die Weltbilder, die wir in unseren Köpfen herumtragen und die unser Denken, Fühlen und Handeln bestimmen.“ Der Neurobiologe versteht darunter im Gehirn abgespeicherte Muster, die wir benutzen, um uns in der Welt zurechtzufinden.

Entscheidend für die Bildung dieser Muster sind Veränderungen, die ab der Pubertät im so genannten Stirnhirn stattfinden. Kurz davor wird in einem gewaltigen Wachstumsschub zusätzliche, lernbereite Masse zur Verfügung gestellt. Alles, womit sich die Jugendlichen beschäftigen, wird gleichsam in diese Gehirnmasse „ein-gebildet“ und mit bereits bestehenden „Bildern“ verknüpft. Was nicht mit früheren Erfahrungen verbunden werden kann, geht bald wieder verloren. Wiederholte, ähnlich gelagerte Erfahrungen aber führen zu einer Verstärkung der neuronalen Verschaltungen.

Das Stirnhirn ist im Jugendalter besonders lernfähig. Der chemische Prozess, der die neuronalen Netzwerke festigt – man könnte sagen: „konfirmiert“ – beginnt im Stirnhirn erst mit etwa 14 Jahren und dauert etwa bis zum Ende des zweiten Lebensjahrzehnts. Danach können sich unsere grundlegenden Selbst-, Menschen- und Weltbilder zwar immer noch ändern. Dies erfordert jedoch einen Umlern-Prozess, der mit zeitlichem und emotionalem Aufwand verbunden ist.

„... was mir Halt und Orientierung gibt“

Was Gerald Hüther mit „inneren Bildern“ bezeichnet, hat sehr viel mit Gott zu tun. Martin Luther hat auf die Frage „Was ist eigentlich ein Gott?“ sinngemäß geantwortet: Das, was Deinem Leben Halt und Orientierung gibt. Wörtlich schreibt Luther: „Woran Du Dein Herz hängst, das ist eigentlich Dein Gott.“ Mein Gott ist also das, was meinem Denken, Fühlen und Handeln Richtung und Antrieb gibt.

Wer mit Jugendlichen zu tun hat, weiß, dass ihnen gerade dies ein Problem ist. Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist für Pubertierende nachweislich eine der wichtigsten. Sie befinden sich ja lebensgeschichtlich in einem Übergang: Sie müssen ihre Kindheit verlassen und ihren eigenen Weg finden. Ein biblisches Symbol dafür ist die Wüstenzeit der Israeliten. Während der Wüstenwanderung werden die Hebräer zum Volk Gottes. Am Ende werden die Stämme – beim so genannten „Landtag zu Sichem“ (Jos 24) – gefragt, welchem Gott sie dienen wollen: den Göttern ihrer Väter, den Göttern ihrer Nachbarn oder dem Gott, der sie als JHWH („Ich-bin-da“) die ganze Zeit geführt hat.



Die Frage ist also: Welchen Gott tragen die Jugendlichen in sich? Ohne dies „Gott“ zu nennen, werden sie sich an „inneren Bildern“ orientieren, die sie bisher erworben haben. Bei manchen könnte dieses innere Selbstbild den Titel tragen: „Ich bin immer der Verlierer. Die Anderen können alles besser, sind beliebter, sehen besser aus ...“ Bei anderen lautet der Titel vielleicht: „Ich bin der Einzige, der's checkt! Die Anderen sind alle doof!“ Und bei wieder anderen lautet die „Bild-Unterschrift“ vielleicht: „Ich bin okay und meine Freundinnen sind auch okay. Aber die anderen?“ Das hängt eben davon ab, was sie im Umgang mit ihren Eltern, mit den Gleichaltrigen und mit ihrer Umwelt („die Götter der Nachbarn“) erfahren haben.

Jesus Christus als Bild Gottes

Mit „Bildern“, die das Verhalten des Menschen bestimmen, hat sich schon der Dominikanermönch Meister Eckhart (um 1260–1328) beschäftigt. Er war davon überzeugt, dass der wahre Gott der menschlichen Seele bei der Schöpfung „ein-gebildet“ wurde, dass dieses Bild aber überlagert ist von all den Bildern, die ein Mensch im Laufe der Zeit in sich aufnimmt. Damit Denken, Fühlen und Handeln des Menschen durch den wirklichen Gott „über-bildet“ werden können, muss er sich von all diesen Bildern – auch von seinen Gottesbildern – „ent-bilden“ und lösen.

Für Christen zeigt Gott sein wahres Bild in Jesus Christus: Bei seiner Taufe sieht Jesus den Himmel offen und hört den Zuspruch: „Du bist mein geliebtes Kind. Du gefällst mir sehr.“ In der Abendmahlsfeier geht dieser Zuspruch auf alle Nachfolger Jesu über. Aber ebenso der Anspruch, der darin liegt: Nicht nur ich bin ein „Liebling“ Gottes, sondern die Anderen auch! Auch die, mit denen ich Schwierigkeiten habe! Deshalb fordert Jesus von seinen Nachfolgern: „Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen!“ Dieses ganz andere „innere Bild“ soll in allen Menschen stark gemacht – „konfirmiert“ – werden. Das ist der Hintergrund für den so genannten „Taufbefehl“: „Geht hin in alle Welt und bildet alle Völker, indem ihr sie tauft und lehrt, das zu bewahren, was ich euch gelehrt habe.“

Konfirmation als Prozess

Die größte Herausforderung für eine Veränderung sind die alten Bilder in der Seele. Wenn wir in Bedrängnis geraten, fallen wir allzu leicht in die alten Handlungsmuster zurück. Dann laufen wir – religiös gesprochen – wieder den falschen Göttern nach. Was die Psychotherapie als „Umlernen“ bezeichnet, nennt die Bibel „Umkehr“, Veränderung des Denkens, Fühlens und Handelns. Die Umkehr ist das Ziel der Taufe.

Deshalb gehörte in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte zur Tauf liturgie ein „Exorzismus“: Die „bösen Geister“, die bisher – als „innere Bilder“ – auf den Täufling eingewirkt hatten, werden vertrieben, bevor der Mensch als „neue Kreatur“ unter das Zeichen der Gotteskindschaft gestellt wird. Denn das „Reich Gottes“, d. h. die Wirksamkeit des wahren Gottes, kommt mit der Austreibung der bösen Geister durch den Geist Gottes (Matth 12,28). Das Zeichen der Geistmitteilung ist die Handauflegung: Wie die Jungfrau Maria wird der Täufling überschattet durch „die Kraft des Höchsten“, so dass das „Heilige, das geboren wird, Gottes Kind genannt wird“ (Lk 1,35).

Eine verdichtete Darstellung der Stärkung des Tauf-Glaubens ist das „Pfungstwunder“ in Apg. 2: Die Jüngerinnen und Jünger werden „alle erfüllt von dem heiligen Geist“, so dass sie alle verwandelt werden und andere verwandeln können: Fremde werden zu Brüdern und Schwestern, In-sich-Gefangene werden aus ihrer Lähmung erlöst usw. Solche Geistmitteilung gehört unbedingt zur Wassertaufe hinzu, wie etwa Apg 8, 15f oder Joh 3,5, aber auch schon Röm 8, 14ff zeigen.

Aus dem Ritual der Handauflegung (als Darstellung der Geistmitteilung, vgl. Apg 3,17) entwickelt sich im Laufe der Kirchengeschichte die evangelische Konfirmation. (Deshalb wäre das Pfingstfest der ideale Termin für die gottesdienstliche Feier der Konfirmation.) Nach evangelischem Verständnis ist die Konfirmation allerdings nicht als Sakrament zu verstehen, sondern eben als Darstellung der „Über-Bildung“ der Jugendlichen durch den Geist Gottes.

Aber neue „innere Bilder“ haben nur dann eine wirkliche Chance, wenn sie sich im Alltag bewähren und so mit der Zeit gefestigt werden. Nachhaltiges Lernen – auch das Lernen des Glaubens an den Gott Jesu – benötigt Wiederholungen und emotionales Ergriffensein. Deshalb müssen Kinder, Jugendliche und Erwachsene immer wieder die Erfahrung machen, dass die Tauf-Botschaft „funktioniert“, d. h. dass der Gott der Liebe in ihrem Alltag wirklich trägt und zum Lebensgewinn führt. Konfirmation ist ein Prozess, für den es die Kirche braucht – und zwar fast nur dafür!

Einige Andeutungen

- Offene Kirchen sind wichtige Angebote zur Glaubensstärkung, weil und sofern sie zur Gottsuche einladen und Zeugnisse der kirchlichen Tradition sind.
- Im schulischen Religionsunterricht erwerben die Kinder und Jugendlichen Kompetenzen für ihre Beschäftigung mit der Gottesfrage und für die Bewährung ihres Glaubens in einer unübersichtlicher gewordenen Welt.
- Die Angebote der Kirchengemeinde – Gottesdienste, Kasualien, Feiern im Lebenszyklus (z. B. Konfirmationsjubiläen), Jungschar, Konfi-Kurs, Jugendarbeit, Gruppen und Kreise, Erwachsenenbildung usw. – sind *updates* bzw. Gestaltungsmöglichkeiten des Tauf-Glaubens.
- Diakonische Einrichtungen – Kindergärten, Seniorenheime, „Tafeln“ u. Ä. – machen Gottes Liebe spürbar und sind Lernfelder zum Einüben eines (generationenübergreifenden) achtsamen Umgangs miteinander.

Das Entscheidende ist, dass diese Äußerungen der christlichen Religion den Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen als „Lern-Anregungen“ präsentiert werden: Im Idealfall dient die Auseinandersetzung mit der christlichen Tradition der Konfirmation des eigenen Glaubens – und zielt nicht etwa auf die „Konfirmation“ der religiösen Praxis.

